

Thomas More und John Fisher, Märtyrer der Wahrheit. Von Dr. H. Kapfinger. 8° (124 S. u. 8 Vollbilder) Bamberg 1935, St. Otto-Verlag. Kart. M 2.25.

An den beiden Männern kommt man nicht mit einem bloßen Mehr an Wissen über sie vorbei. Erasmus war Zeuge der edlen Natürlichkeit und reifen Güte des Thomas More, und er kannte den berufstreuen Ernst des gelehrten John Fisher, es wurde aus dem Umgang Freundschaft. So und mehr findet der Verfasser Gemeinschaft mit dem ungewöhnlich ernstesten Christsein, mit der letzten Treue seiner Helden für die Rechte der Kirche. Hier stehen wir auf gleichem Boden, man fühlt es. So harmonisch geordnet und gesegnet das Leben jener Männer war, kam es doch hinein in den Wirbel jener Zeit, wie einleitend ausgeführt wird, aber nunmehr ist es ihr Blutstrom, der unsere Zeit in seinen Wirbel segnend hineinzieht, wie der Heilige Vater in den Schlußworten des Buches hofft. Mit Thomas More werden wir eingehend bekannt. Für John Fisher hätte die Lebensbeschreibung des Redemptoristen Bridgett noch manche willkommene Ergänzung geboten.

S. Nachbaur S. J.

St. Ursula und die Jungfrauen. Von Angelus Pauper. 8° (229 S.) Freiburg i. Br. 1935, Caritasverlag. Geb. M 4.—

Schade, daß, im Sinne der Legende, von der Zahl elftausend nicht abgesehen werden konnte. Sie bringt allerlei Anstöße und hat wohl auch das Pathos etwas übersteigert, was im Lesen ermüdet. Freilich, dem Dichter sind die elftausend nur möglichste Nähe zu den hundertvierundvierzigtausend, die dem Lamme folgen. Deren Lobpreis auf den heiligen, liebenden Gott schon hier zu singen, dieses Unterfangen macht den Dichter zum geschlechtlos denkenden Angelus und, je weiter er kommt, zum Pauper, der trotz alles Aufwandes eines heroischen Stiles doch nur ein armes Lied emporzuheben vermag. Die an Gott gemessenen Werte des jungfräulich hingebenen Herzens erdrücken ihn fast. Sehr geschickt holt er ihre Darstellung aus den Gegebenheiten der Natur und des Geschehens heraus. Überall ergibt

sich ein Bild, eine Berührung, eine Prüfung und Stärkung. Und immer wieder muß er zurückkehren zur Jungfrau aller Jungfrauen, Maria. — Das Buch hat auch Zeitwert. Denn immer noch, das Buch sagt es selbst zum Schluß, werden die Unschuldigen geopfert, werden die Bösen sich nicht scheuen, an die Reinheit des Kindes zu rühren. Und immer noch werden es elftausend sein, die so Gott hingegeben sind. Das wegen seiner innern Überfülle wortarme Gebet der Jungfrauen: „Gott, Gott, Gott!“ pocht schließlich auch ans Herz des Lesers.

S. Nachbaur S. J.

Der heilige Franz von Assisi.

Eine Lebensbeschreibung von Johannes Jörgensen. 8., neubearbeitete Auflage (Volksausgabe). 8° (460 S.) München 1935, Kösel & Pustet. Geb. M 6.50.

Es ist die Eigenart dieses Lebens, daß es eine größere Gemeinde mit dem Heiligen in die Art persönlicher Berührung bringen möchte, aus der es selber kommt. Man merkt kaum, daß Jahrhunderte zwischen uns und ihm liegen, nur eine Frühlingszeit weiter. Wie das Leben vorliegt, hat es nichts Rätselhaftes oder Lebensfremdes mehr; der Verfasser hat die Probe auf den innern Wahrheitsgehalt, namentlich im ersten Abschnitt, wohl bestanden. Es gereicht der Arbeit weiter zum Vorteil, daß Jörgensen im Lande des Heiligen wie zu Hause ist, die Steine bekommen Leben. Der Heilige, selbst voller Lieder, liegt zudem dem Dichter und feinfühligem Dänen gut. So gibt es, was Jörgensen von Celano rühmt, auch bei ihm selbst Bilder von der lichten Klarheit und Farbenfreude des Fra Angelico. Zur strengeren Geschichte knüpfen allerlei Anmerkungen die Fäden; die angezogene Literatur bleibt allerdings fast ganz beim Jahre 1906 stehen. Jörgensen läßt die Legende, die meist auch etwas Wirkliches zu sagen hat und vor allem den einstigen Zauber über die Jahrhunderte rettet, um Franz bestehen. Der Seitenblick von S. 390 auf eine buddhistische Parallele scheint mir abwegig, wenigstens unnötig.

S. Nachbaur S. J.

Indienbücher

Die indoarische Gesellschaftsordnung. Grundlagen und Aufbau.

Von Alfred Geiger. 8^o (XVI u. 224 S.) Tübingen 1935, Mohr. M 10.50.

Obwohl der Verfasser dieses gründlichen Buches über das Hauptproblem Indiens sogleich zu Anfang sagt, daß er nicht eigentlich indologisch, sondern soziologisch und philosophisch geschult ist, verrät er eine Vertrautheit mit der indischen Religion und Literatur, die auch einem Indologen zur Ehre gereichen würde. Auf eine kurze Analyse des Gefüges der Gesellschaft folgt eine Analyse der Metaphysik. Hier werden uneingeweihte Leser wohl nicht immer leicht folgen können. Mit Recht zieht Geiger zwischen der Verkündigung des „Brahman“ und der sog. negativen Theologie des Christentums einen klaren Trennungsstrich (S. 51). Ebenso richtig betont er, im höchsten Brahman finde sich kein Theismus; wir zweifeln sogar, ob man dort von Mystik sprechen kann. Geigers Ansicht, es gebe „keine theistische Mystik, weil die Einung mit Gott die Transzendenz Gottes aufhebt“ (53), wird der geschichtlichen Tatsache der christlichen Mystik nicht gerecht. Eher ließe sich über Geigers Auffassung der „Maya“ reden, obgleich auch gegen sie mehr einzuwenden ist, als hier dargelegt werden kann. Weniger hohe Anforderungen an den Leser stellt der zweite Teil des Buches, in dem die Kastenordnung geschildert wird. Die Auswüchse machen Geiger nicht blind für die großen ethischen Werte, die Indien dem Kastenwesen verdankt. Geigers Urteil deckt sich hier im wesentlichen mit dem des Abbé Dubois, der vor mehr als einem Jahrhundert in seinem Werke „Moeurs, institutions et cérémonies des peuples de l'Inde“ (Paris 1825, I 22) aus langjähriger Beobachtung zur Überzeugung kam, die indische Kultur sei gerade durch die Kasten vom Untergang gerettet worden. So versteht man, daß auch Gandhi die Kasten erhalten wissen will (161). Bemerkenswert ist am Schlusse des Buches das zusammenfassende Urteil Geigers über das indische Gesellschaftsgefüge: „Plato und Aristoteles, Schelling, Hegel und Spann, aber auch Albertus und Thomas bauen die Inhalte der Gesellschaft in der gleichen Hierarchie und Verbindung auf wie die Anwälte des Dharma. Nur geben sie dem einzelnen in ihr auf verschiedene Weise eine größere Umgliederungsmög-

lichkeit zur Entfaltung seiner Anlagen“ (210). P. Dahmen S. J.

Die Urgestalt der Bhagavad-Gîtâ. Von Rudolf Otto. 8^o (46 S.) Tübingen 1934, Mohr. M 1.50

Der „Sphinx-Charakter“ der Bhagavad-Gîtâ, des meistgelesenen indischen Buches, hat von jeher der Forschung eine Aufgabe gestellt, die noch keine allseits befriedigende Lösung gefunden hat. Um nur von den neueren zu reden, haben bekannte Indologen, wie Garbe und Sénart, Dahmann und Farquahr, sich darum bemüht und sind zu ganz verschiedenen Ergebnissen gelangt. Professor Otto, ein ausgezeichnete Kenner der indischen religiösen Literatur, versucht nun seinerseits, die Gestalt der Ur-Gîtâ von dem Gestrüpp philosophischer und theologischer Schulen freizulegen und auf die ursprüngliche Antwort des Gottes Krishna an den Helden Arjuna zurückzuführen: „Nichts als das Werkzeug bist du, nämlich das Werkzeug furchtbarster, zugleich höchster Gottesmajestät selber“ (S. 9). Also „nicht eine allgemeine Gotteslehre, nicht Sankhya oder Yoga, auch nicht Bhakti-Schullehren hat Krishna dem Arjuna vorgetragen, sondern er hat ihm den Sinn seiner eigenen Situation und damit seine unweigerliche Aufgabe enthüllt“ (S. 9).

Diese interessante Lösung, die viel für sich hat, wird von Otto mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit vorgetragen. Daß dabei wenig von den rund 700 Strophen der B.-G. übrig bleibt, ist klar. Bei den zahlreichen Hindulesern, die stets in diesem ihrem heiligsten Buche ihre widersprechenden Lieblingslehren gefunden haben, wird solche Kritik freilich kaum Anklang finden. Die angekündigte neue Übersetzung der B.-G. ist unterdessen erschienen und wird hier nachfolgend besprochen.

P. Dahmen S. J.

Die Lehrtraktate der Bhagavad-Gîtâ. Von R. Otto. 8^o (47 S.) Tübingen 1935, Mohr. M 1.50.

Nachdem Professor Otto uns vor einiger Zeit mit der Ur-Gîtâ bekannt gemacht hat, erfüllt er nun sein Versprechen, die acht eingeschobenen Lehrtraktate zu erläutern. Es ist höchst belehrend, an der Hand eines so gründlichen